



*M. Johann Friedrich Flattich, Pfarrer
zu Münchingen.
Sohn d. St. Ulrich, alt verstor. A. J. 1793, 35.*

Johann Friedrich Flattich

Von Wolfgang Jutz

250 Jahre waren es am 3. Oktober 1963, daß Johann Friedrich Flattich, der 37 Jahre lang in Münchingen Pfarrer war, in Beihingen am Neckar geboren wurde. Grund, auch in der Öffentlichkeit an diesen Mann zu denken. Bekannt und „berühmt“ ist Flattich schon lange, vor allem durch originelle Geschichten und Anekdoten, die man sich von ihm erzählt. Wer war Flattich? Anekdoten, alte Urkunden, Aufzeichnungen von ihm selbst geben die besonderen Striche und Farben zum Gesamtbild eines Lebens, das etwas höchst Erstaunliches und Beachtenswertes ist.

Man muß bei Flattichs Vater anfangen. Der war in Beihingen zunächst Schulmeister, Gerichtsschreiber und auch Mesner, dann dazu noch Amtmann im Dienst der Grafen Schertlin und Tutelarrat (Vormundschafspfleger) in herzoglich württembergischem Dienst. Von der Vielseitigkeit dieses Mannes muß auch der Sohn Johann Friedrich einen guten Schuß ins Blut bekommen haben. Zwar ist er Pfar-

rer, doch man sieht ihn tüchtig an ganz anderen Geschäften. Aber nur Drang nach Vielseitigkeit? Die gäbe es auch in der gewöhnlichen Arbeit des Pfarrers. Nein, dieser Flattich will hineingreifen ins ganze Leben, will selbst mitten darin sein. Er gibt nichts auf ein vom Leben losgelöstes Getue und Gerede. Nicht auf ein abseitsstehendes „geistliches Wirken“ und auf die pfarrherrliche Würde ist er aus. Er will da sein, wo die Menschen sind. Er muß etwas tun, vielerlei. Flattich weiß: Mittendrin in jeder Lebenswirklichkeit kommt Gottes Sache zur Geltung, in jedem Bereich und Winkel unserer Betätigungsmöglichkeiten. Und man darf nicht danebenstehen!

Wie sieht das aus für Flattich? In Tübingen, während er noch studiert, macht er sich daran, junge Leute zu unterrichten. Er will zu etwas nützlich sein. Er will helfen, irgendwelche Dinge voranzubringen und zu verbessern. Wo anfangen? Nicht umsonst hat er schon zu Haus Schulluft geatmet. Er

betreibt das „Informiren“, das Unterrichten, in allen Gebieten: Rechnen, Sprachen, Mathematik. Und wer durch Spiele wie „Dame“ und „Mühleziehen“ das Denken lernt, der soll es eben so lernen! Das Nachdenken sollen seine Schüler fassen und lernen, darum ist's ihm zu tun. Schüler genug hat er. Teilweise ist sein Unterricht unentgeltlich. Wie kam Flattich zu all dem, und wie kam's, daß er dabei blieb? Ihn beschäftigte, was einst Paulus in seinem ersten Brief nach Korinth geschrieben hatte: daß all unser Erkennen und Können bruchstückhaft sei und eben einmal ein Ende habe, daß aber Glaube, Hoffnung, Liebe dauerhaft bestehen bleiben und daß die Liebe das Größte sei. Gut, sagt sich Flattich, wie kann man Liebe am besten erweisen? Indem man anderen etwas beibringt, ihnen weiterhilft, daß sie zu etwas kommen und etwas aus sich zu machen wissen. „Geben ist seliger als Nehmen.“ Und Unterrichten ist die Nutzenanwendung der Liebe.

Der junge Mann kommt, nachdem er die Universität hinter sich hat, nach *Hoheneck* bei Ludwigsburg. Dort ist er Vikar; der Pfarrer, dessen Gehilfe er ist, ist sein Onkel. „Ein beliebter Prediger“ – so notiert der vorgesetzte Dekan über den jungen Flattich. Auch in Hoheneck verlegt sich Flattich auf das „Informiren“, „um nicht ganz unbrauchbar zu werden“. Das soll heißen: er ist zu angestrenzter geistiger Arbeit nicht in der Lage, weil durch Jahre hin seine Gesundheit schwer angeschlagen ist. Was kann er sonst tun? Er geht schließlich – wie wohl manch anderer Hohenecker auch – täglich zur Arbeit nach Ludwigsburg. Dort lernt er bei einem Dreher. Durch die Arbeit als Dreher will er seine Natur härter machen und seine Gesundheit festigen. Ob er auch noch andere Beweggründe hatte, zur Arbeit zu gehen? Dann hätte er es für besser gehalten, die nicht mitzuteilen. Jedenfalls scheinen es die Hohenecker geschätzt zu haben, daß dieser Mann in jeder Hinsicht einer der Ihren geworden ist. Nachdem sein Onkel, der Pfarrer Kapff, verstorben ist, bewirbt sich Flattich um den Dienst als Pfarrer in Hoheneck. Schon zuvor hatte der Onkel viermal darum eingegeben, daß dem jungen Mann das Pfarramt übertragen werden solle, weil die Gemeinde „ein sonderbares Vertrauen und Liebe zu ihm hat“. Auch Schultheiß und Gemeindevertreter – das ist nicht üblich! – reichen nach Kapffs Tod eine Bittschrift ein. Kein Erfolg. Erschien dieser Flattich der Kirchenbehörde für die Arbeit in einer Gemeinde ungeeignet?

Jedenfalls kommt er nicht in eine eigentliche Ge-

meinde. Wir treffen Flattich auf der Festung *Hohenasperg*, in der dortigen Garnison. „Festungsprediger“ nennt sich sein Dienst, Militärpfarrer. Daneben unterrichtet Flattich wieder von sich aus die Kinder von Offizieren. Er hat, nachdem er sich mit Christiana Margaretha Groß aus Murr verheiratet hat, auch Offiziere in seinem Haus in Verpflegung. Man denke, was dieser direkte persönliche Kontakt wert war! Ob Flattich es bei den Soldaten vollends gelernt hat, daß er mit seinem Predigen nur etwas ausrichtet, wenn er auch andererseits mit den Leuten zu tun hat und wenn er im übrigen sehr deutlich predigt und öfters seine Sachen auch grob, unverblümt oder vereinfacht sagt?

Auch in *Metterzimmern* lernt er einiges für einen Pfarrer Ungewöhnliche dazu. Die Leute dort haben im Schaffen ein Haar gefunden. Ihre wenig ergiebigen Weinberge und Felder lassen sie zum Teil verkommen und betteln in den benachbarten Dörfern. Geordnete Verhältnisse schaffen, das ist das Erste, was der neue Pfarrer in die Hände nehmen muß. Aber wie? Natürlich kann er in seinen Predigten erklären und wiederholen, daß ein Christ anständige Arbeit leisten soll, deren Ergebnis ihm selbst und seinen Mitmenschen zugut kommt. Jedoch Flattich tut etwas Ganzes. Er wird ein Metterzimmerer. Er kauft Güter und Weinbergstücke und treibt sie um. Dazu stellt er allerlei Versuche an, wie die Erträge sich steigern lassen könnten. So gibt er ein Beispiel. Und er ist auch in der Lage, manchen direkten Rat zu geben, wie verbessert, gespart und recht gewirtschaftet werden kann: „So mach' ich's; mach du es doch so und so.“ Auch einen Weinhandel fängt der Metterzimmerer Pfarrer übrigens an im Zuge jener großen Erziehungs- und Sozial-Aktion. Auch das Unterrichten von Jugendlichen treibt er weiter. Sein Haus steckt voll mit Schülern, die bei ihm essen, wohnen und lernen. „Hat viele Schüler“; „informiret gern junge Leute“ – so heißt es Jahr um Jahr in den Berichten des Besigheimer Dekans über Flattich.

Nach 13 Jahren verläßt Flattich den Ort. Der Herzog Karl Eugen höchstselbst wird auf den Mann aufmerksam. Vermutlich hat er nicht nur eine ansprechende Predigt von ihm gehört, wie berichtet wird. Sondern er hat wohl überhaupt mit Erstaunen zur Kenntnis genommen, was für eine Arbeit Flattich in Metterzimmern treibt. „Der erste gute Dienst, der aufgeht, ist Sein“, so wird dem Pfarrer beschieden. Und es trifft *Münchingen*. 926 Seelen zählt der Ort, als 1760 der neue Pfarrer hierher-

kommt. Flattich erschrickt; Metterzimmern hatte 280. Was wird ihm hier alles begegnen!

Die meisten der Geschichten, die von Flattich berichtet werden, haben Münchingen zum Schauplatz; schließlich war er hier auch 37 Jahre. In all jenen Geschichten erkennt man, wie einer scharfsichtig und mit Liebe seine Leute *erzieht*. Was er tut, ist überlegt – und überlegen, souverän.

Da sind die Buben, Schüler in Flattichs Haus, denen er das Kartenspielen abgewöhnt. Er sieht sie wieder einmal dabei. Er nimmt die Karten, setzt sich dazu. Er mischt, gibt, spielt. Er mischt wieder, gibt wieder, spielt Runde um Runde. Weiter geht's und weiter, in den Abend hinein. Aufhören? Die Buben müssen mithalten die Nacht hindurch! Als gegen Morgen Hirne, Finger und Mägen ausgeleiert sind, steht fest: die Kur wird anschlagen. Oder da sind die beiden Münchingerinnen, die ausgerechnet in dem Augenblick, wo der Pfarrer vor ihrer Tür steht, ihn gerade gründlichst „durchhecheln“. Denen läßt er darauf eine Schüssel Mehl bringen: „Einen schönen Gruß, und da sei der Wäscherlohn.“

Bei Flattich ist wie ein roter Faden, der sich durch alles hindurchzieht: daß er Menschen weiterbringen will, ihnen etwas austreiben oder auch ihnen ihre Lage verständlich machen möchte. Der Magd, die ihm heimlich an den Wein geht, sagt er: „Ich kann dich nicht fortschicken, denn wohin du kommst, wird man dich wieder entlassen. Ich muß dich eben so lange behalten, bis du das Stehlen und Trinken verlernt hast.“ – Einem, der über Not klagt, macht er klar: „Der Mensch ist eben wie eine Uhr. Wenn diese nicht gehen will, muß man ihr immer schwereres Gewicht anhängen, bis sie in Gang kommt. So will auch oft unser geistliches Leben nicht in den rechten Gang kommen, bis dem Lebensrade auch das rechte Leidensgewicht angehängt wird.“ – Einem, der sich zweifelnd fragt, ob seine Schuld ihm von Gott vergeben sei, erklärt er: mit dieser Vergebung sei es wie mit einem verlorenen Strumpf; man sucht und sucht ihn – bis man merkt, daß man ihn anhat!

Für die damalige Zeit (oder gar noch für die heutige?) bewundernswert fortschrittlich ist Flattichs Grundauffassung über die Männer, die in der Gemeinde mit ihm zusammenwirken: Der Markgröninger Oberamtmann hält Flattich vor, es sei nicht recht, daß er alle Angelegenheiten der Kirchengemeinde vor den Kirchengemeinderat nehme und alles durch Abstimmung vor sich gehen lasse. Die Kirchengemeinderäte (man nannte sie „Richter“)

seien doch einfache und unverständige Leute, und er solle sie nicht so viel gelten lassen. Flattich gibt dem Oberamtmann den Bescheid: Wenn er die Richter nichts gelten lasse, so seien sie keine Richter; „nebst diesem“, sagt er, „halte ich für meine Pflicht, die Richter, so viel ich könne, gescheit zu machen, weßwegen ich sie auch gelten lassen müsse; denn wenn man einen nichts gelten läßt, so besinnt er sich nicht und wird also nicht gescheit“.

Er darf andere nicht ihrer eigenen Beschränktheit überlassen. Er hat bei allem anderen etwas zu geben. Und was er für verkehrt hält, darüber schweigt er nicht. Das hält Flattich durch bis in höchste Kreise. Sein Landesherr, der Herzog, rügt, daß Flattich die französische Mode verachtet und seinen Zopf nicht gepudert trägt. Flattich antwortet, er brauche sein Mehl zu den Knöpfe. Als der Herzog mit einer neuen Steuer fürs Militär auch die Kirche belasten will, schreiben sämtliche Dekane in Württemberg untertänigst und vielgewunden an „Seine Durchlaucht“. Der Eingabe des Markgröninger Dekans (Münchingen gehörte zum Markgröninger Bezirk) liegt ein Schreiben Flattichs bei, in welchem er dem Herzog respektvoll aber geradeheraus seine „Bedencklichkeiten“ mitteilt und seine Ablehnung ausdrückt.

Eine alte Erzählung berichtet, wie der Herzog durch Münchingen reitet und den Pfarrer fragt, was er heute an Herzogs Geburtstag gepredigt habe. Die Antwort (ein scharfer Stich gegen den zügellosen Lebensstil am Hof Karl Eugens): „Was werd i predigt han? Fürsten sollen fürstliche Gedanken haben...“

Auch in Münchingen treibt Flattich im übrigen das Geschäft, das am meisten bei ihm hervorsteht: Acht, zehn, fünfzehn junge Leute hat er ständig in seinem Haushalt in Verpflegung und Unterkunft, und diese Jungen unterrichtet er privat. Zu den Kostgängern kommt beim Unterricht meist noch eine Anzahl Münchinger dazu. Mancher Münchinger Bauernbub ist nicht nur beim Schulmeister Hahl in die Winter- und Sommerschule gegangen, sondern hat bei Flattich auch Geometrie und Latein gelernt.

Neben seinem großen Erziehungshaushalt tritt an Flattich in Münchingen besonders hervor, daß er zu den Kreisen hält, die sich in sogenannten „Privatversammlungen“ treffen. Sie halten es für richtig, daß ein Christ sich selbständig Gedanken über die Bibel macht und mit anderen zusammenkommt, um

darüber zu reden. Flattich steht zu dieser Zielrichtung des Pietismus, der damals die Seite des Modernen und des Fortschritts in der Kirche vertrat. Die Kirchenbehörden, konservativ, haben Flattich dabei scharf auf die Finger gesehen. Überhaupt muß dieser ungewöhnliche Mann von jener Seite her manche Beanstandungen hinnehmen. Er tut, was er für richtig erkannt hat. Wenn seine Bauern mitten in der Ernte sind, läßt er eben etliche Wochen lang die damals üblichen Werktag-Gottesdienste ausfallen. Prompt kommen mehrmals Rügen deswegen. Immer wieder gehen Mahnungen ein: Den Schulmeister habe er mehr zu überwachen. Daß er eine Brille benötige, sei kein Grund, die abendlichen

Lese-Gottesdienste in der Kirche nicht zu halten. Und daß der Schultheiß schon lange krank sei, sei kein Anlaß, den Kirchen-Convent (Kirchengemeinderat) nicht mehr nach der Vorschrift regelmäßig zusammenzurufen.

Von Vorschriften ist Flattich offenbar nicht allzu sehr eingenommen. Er weiß, es gibt Wichtigeres: die Menschen – und daß man etwas für sie tut, ihnen Freiheit läßt, sie fördert. Dabei ist Flattich kein verstiegener Idealist. Er ist ein nüchterner und harter Menschenbeobachter. „Die Meisten wollen nur befehlen und lärmern“, schreibt er. Doch genauso nüchtern weiß er (und er wendet es an): „Die Liebe bessert.“

Ein Altwürttemberger

Ehrung für Helmut Dölker

Am 5. August ist Helmut Dölker 60 Jahre alt geworden. Es ist schwer, diesen vielleicht letzten Gelehrten altwürttembergischen Schlags mit ein paar angemessenen Sätzen zu profilieren. Der alte Schartenmayer hätte in ihm den „Auch Einer“ gesehen. Einer von denen, die weit mehr sind, wissen, können, als sie in der Welt der Wissenschaft scheinen. Obwohl das, was scheint, das heißt leuchtet, sein Werk über die Flurnamen der Stadt Stuttgart, in 30 Jahren nichts an Glanz verloren hat. Als Promotionsarbeit geplant, ist es ein Standardwerk jener Methode geworden, die Gradmannsche Siedlungsgeographie, Bohnenbergerische Germanistik und Viktor Ernst-sche Oberamtsbeschreibung – Geschichte in Einem – praktiziert hat.

Im Flurnamen stecken immer die drei Grundelemente jeder vergangenen und künftigen Volkskunde: ein land-schaftlicher, ein sprachlicher und ein historischer Bezug. Als Helmut Dölker 1947 den Lehrauftrag für Volkskunde an der Tübinger Hochschule übernahm (1952 wurde er zum Honorarprofessor ernannt), hatte er wie niemand mehr im Lande das Zeug, diese schwer zu bestimmende und vielfältige Wissenschaft im Blick auf die Landeskunde würdig zu repräsentieren. Wer ihn im Kreis der Schüler lehren gehört hat, hat nüchtern, wahr und wissenschaftlich arbeiten, forschen, hören und sehen gelernt.

Das galt vor allem für den Bereich der Mundart- und Namenforschung, das galt dann auch der stillen Arbeit an der Entnazifizierung der Welt der Sitten und Ge-

bräuche. Legendennimbus zerstoß, Blut-und-Boden-Mystik rann in das Abwasser des Misthaufens.

Indessen, Helmut Dölker wurde von seiner Regierung zu Höherem berufen. Gut württembergisch lehnte er organisatorische Pflichten, zu denen er nun nicht gerade erzogen und gebildet war, nicht ab. Er trat an die Spitze des Stuttgarter Staatlichen Amtes für Denkmalpflege, ein Institut, in dem seine geliebte Volkskunde nur eine Abteilung ist. Sie wählten ihn zum Vorstand des Württembergischen Geschichts- und Altertumsvereins und in den Vorstand der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde. Im Schwäbischen Heimatbund ist er eine der treuesten Stützen der Redaktion und des Vorstands. Dölkersche Exkursionen in die Geschichte und Siedlung des Landes, wie sie die Mitglieder des Schwäbischen Heimatbundes ja vielfach kennen und besonders schätzen, sind praktizierte Vorlesungen am geschauten und daher begriffenen Gegenstand. Ich kenne niemand, der seine Lehrweise ersetzen, der ihr gleichkommen könnte.

Erfreulich und würdig geehrt hat seinen Meister Helmut Dölker darum der Direktor des Tübinger Uhland-Instituts bei einer kleinen Feier im Schüler- und Kollegenkreis mit einer Festschrift „Zur Geschichte von Volkskunde und Mundartforschung in Württemberg“. Professor Hermann Bausinger, nicht ganz unbekannt als tüchtiger Organisator und gar nicht enggekammerter Volkskundler, ist es in der Tat gelungen, den allzu Bescheidenen und Stillen zu überraschen mit Arbeiten aus dem Schülerkreis, über die in unserer Zeitschrift noch berichtet werden wird.

Ernst Müller